

## Erfahrungsbericht über das edp-Exposure „The Power of Religion in Peace Building“ in Marsabit

24.-31. Oktober 2018

Es war das Eintauchen in eine andere Welt und die Begegnung mit einer Nachfolgerin Jesu, wie ich es noch nicht erlebt habe. Elisabeth Kanini, eine Kenianerin aus dem Süden des Landes, war 2009 als Studentin der Friedenswissenschaft eigentlich nur gekommen, um empirische Studien über den latent gewaltsamen Konflikt zwischen den Stämmen der Rendille und Burana durchzuführen – und ist geblieben, um Frieden zu bringen. In der ersten Begegnung habe ich das Feuer und die Hingabe an diese sehr armen Halbnomaden gleich gespürt, während sie Matthias Eder und mir das Programm des dreitägigen Exposure erläuterte hat. In den neun Jahren hat sie diesen nach überkommenen, archaisch anmutenden Regeln lebenden Stammesgesellschaften einen Weg aus der Gewalt aufgezeigt. Tief im Glauben an den Gott und Vater Jesu Christi verwurzelt, lebt Elisabeth eine radikale Hingabe an ihre Mitmenschen und geht beharrlich und konsequent kleine, aber sehr wirkungsvolle Schritte auf dem Weg des Friedens mit den Rendille und Burana.

Im ersten Schritt hat Elisabeth versucht, Vertrauen aufzubauen: zwischen sich und den Rendille, bei denen sie lebt, dann zu den Burana, deren Feinde die Rendille waren. Das Wort einer Frau gilt im Rat der Stammesältesten nichts, hier darf Elisabeth eigentlich nicht reden – eigentlich. Ich habe selbst erlebt, wie sie von den Ältesten aufgefordert wird, in den Kreis zu treten und zu ihnen zu sprechen. Aber der Weg dahin war weit und steinig. Der Kreis der Ältesten wirkt auf mich an wie ein Kreis von zugleich stolzen wie armseligen Gestalten: stolz in Haltung und Auftreten, armselig in ihrer abgerissenen Kleidung und hoffnungslos überkommenen traditionellen Lebensweise als halbnomadische Viehzüchter, deren Riten und Regeln sie in einen Zirkel wiederkehrender Gewalt und Zerstörung geführt hatten. Dies hatte Elisabeth gesehen und behutsame Schritte unternommen, um diese Fesseln zu sprengen. Bevor ihr die – in den traditionellen Regeln nicht vorgesehene - Ehre zu Teil wurde, im Kreis der Ältesten zu sprechen und ihnen einen neuen Weg aufzuzeigen, musste sie eine der ihren werden: mit den Rendille in ihren armseligen Lehmhütten leben, mit ihnen auf dem Boden auf einer Kuhhaut oder einfachen Decke schlafen, sich mit einer kleinen Tagesration Maismehl-Grütze begnügen und Flöhe und Zecken ertragen, die das enge Zusammenleben mit den Ziegen mit sich bringt. „Erziehung ist der Schlüssel“, hat Elisabeth mir berichtet und die Kinder der Rendille unterrichtet. Als die staatlichen Lehrkräfte vor der Gewalt geflohen waren, hat Elisabeth die Kinder weiter unterrichtet und sich über die Jahre einen Kreis junger Menschen herangezogen, die gemeinsam mit ihr der traditionellen Gewaltspirale die Stirn zu bieten suchten. Worum es bei diesen Konflikten ging und

geht? Zum einen ist es der Kampf um knappe Ressourcen im Überlebenskampf der Halbnomaden im Grenzgebiet von Kenia, Südsudan und Somalia: Wasser, Weidegebiete und fruchtbares Land. Zum anderen ein überkommenes Männlichkeitsideal: Ein Teil der Jungen wird früh zum Krieger (*Maran*) erzogen, der das „Gold“ des Stammes – Ziegen und Kühe - weiden und schützen soll: vor den wilden Tieren des nahen Urwaldes wie den begierigen Zugriffen der benachbarten Stämme. Als tapfer und kühn werden auch von Müttern und künftigen Bräuten diejenigen *Marane* bejubelt, die nicht nur das Eigene schützen, sondern auch das Vieh der Nachbarn stehlen oder deren Männer (dabei) töten. Die jungen *Marane* leben wochenlang halbwild in den Wäldern vom Blut und Fleisch der Tiere und fröhnen archaischen Riten, die der Gruppenstabilisierung dienen. Während die Ältesten unter Elisabeths behutsamer Anleitung den Wert friedlicher Kooperation mehr und mehr verinnerlicht haben, geht von den *Maranen* weiter ein Konfliktpotential aus. Es fehlt eine alternative Orientierung für diesen Teil der Heranwachsenden. Verschärfend wirkt sich aus, dass Politiker – Parlamentsabgeordnete aus den Stammesgebieten – Stammeskonflikte anheizen: Sie stacheln die *Marane* zu Angriffen auf benachbarte Stämme an, um sich dann als „Schutzherrn“ ihrer Klientel unverzichtbar zu machen: durch Waffenlieferungen, Hilfsgüter oder Kredite. Ich habe die Angst der benachbarten Burana mit Händen greifen können: Familienväter, die mit alten G-3 oder AK 47 Gewehren Wache laufen, um befürchtete Angriffe von *Maranen* abzuwehren.

Es hat lange gedauert, bis Elisabeth das Vertrauen auch des Burana-Stammes erworben hat, da diese misstrauisch gegenüber der Fremden waren, die das Vertrauen des Rendille-Stammes genoss. Auch hier ist Elisabeth den steinigen und beharrlichen Weg gegangen, selbstlose Dienste wie Schulunterricht anzubieten, ohne für sich etwas zu fordern. Heute reden die Ältesten der Burana und Rendille miteinander, wenn Vieh gestohlen wurde oder von außen Gewalt droht. Gemeinsam haben sie sich den Versuchen der „Politiker“ vor der letzten Parlamentswahl verweigert, einen neuen Konflikt anzuhetzen. Elisabeth hat Freundschaften zwischen jungen Rendille und jungen Burana gestiftet, die sich nun gegenseitig warnen, wenn aus dem Umkreis der *Marane* Gewaltaktionen ruchbar werden.

Nur mühsam gelingt es, die jungen *Marane* aus ihrer mentalen Gefangenschaft zu befreien. Auch hier sieht Elisabeth einen Ausweg primär durch Bildung. Die Eltern schickten ihre vermeidlich klügeren Jungen auf die Dorfschule, ohne Bildungsperspektive blieben dagegen die späteren *Marane*: Als Kinder wurden sie ausgewählt, tagsüber das Vieh zu hüten, statt die Schulbank zu drücken, später sollten sie draußen die Gemeinschaft vor Ungemach schützen. Um auch diesen Kindern Bildung zu ermöglichen, hat Elisabeth mit ihnen nach getaner Arbeit abends im Dunkeln das Versäumte nachgeholt. Immer mehr Eltern, so berichtete sie mir, kamen zu ihr, damit ihre Kinder an der „Abendschule“ vor der Hütte im Schein einer alten Petroleumlampe teilnehmen konnten. Nicht ohne Stolz und mit sichtlicher Freude führt Elisabeth mir auf dem Spaziergang durch das Dorf eine Gruppe junger Männer vor, denen sie aus dem Teufelskreis archaischer *Maran*-Tradition heraushelfen konnte. Die

Jungen lächeln verlegen, als Elisabeth ihnen anerkennend auf die Schultern klopfte, aber sie sind es, die die alternative Konfliktregelung internalisiert haben, weil sie die Jungen des anderen Stammes als Freunde gewonnen haben. Sehr bewusst reflektiert Elisabeth auf dem weiteren Gang durch das Dorf ihre Arbeit theologisch: Sie bringt diesen traditionell sehr religiösen Menschen bei, dass die anderen auch Geschöpfe Gottes seien wie sie selbst und bricht damit partikularistische Denktraditionen auf. Mehr und mehr wird mir deutlich, dass Elisabeth einen klaren Plan vor Augen hat: Den ersten Schritten müssen weitere folgen, soll die Überwindung der Gewalt zwischen den Stämmen nachhaltig implementiert werden. Daher hat sie frühzeitig damit begonnen, sich einen Kreis der Begabteren heranzuziehen, die ihre Arbeit auf eine breitere Basis stellen sollen. Paradigmatisch dafür steht Johnston: Er wird bei einem sonntäglichen Spielefest junger Menschen verschiedener Stämme als der neue Lehrer vorgestellt. Johnston hat nach dem Abschluss der Oberschule (*secondary school*) durch Elisabeths Vermittlung mit einem Stipendium des Ortsbischofs von Marsabit, Msgr. Peter Kitara, die Universität besucht und ist nun als Lehrer zurückgekehrt. Sein Weg steht für eine ganze Reihe von Elisabeths Schülern: Mit einem Blick für die Begabungen der jungen Menschen versucht sie mit äußerst begrenzten Mitteln das Bildungsniveau in den Dörfern zu heben, um auf diese Weise langfristig eine konstruktive Konfliktkultur zu implementieren und letztlich auch die Lebensbedingungen von innen heraus zu verbessern. Noch fehlt es an allem, nicht nur an Lehrer/innen; so gibt es keine Stromversorgung, kein fließendes Wasser, Abwässer und Fäkalien werden „natürlich“ entsorgt, medizinische Versorgung und Hygienestandards sind in den Dörfern ebenso abwesend wie befestigte Straßen. Die Menschen leben in einfachsten Lehmhütten, kochen auf offenem Feuer in schlichten Holzställen, die Tiere laufen genauso wie die Kinder überall umher; Läuse und Flöhe allenthalben.

Das soziale Zusammenleben gestaltet sich offenkundig nach festen Regeln. Als Gäste erhalten wir den besten Platz in der dunklen Lehmhütte als Schlafraum: Der zentrale Raum ist mit einem Tuch abgehangen, dahinter zwei neue Bettgestelle und Matratzen für die beiden Gäste aus Deutschland; man will uns nicht zumuten, auf dem Boden zu schlafen. Als ich später mit Elisabeth darüber spreche und deutlich mache, dass es für mich keine Zumutung sei, auch auf dem Boden zu schlafen, weist sie mich auf das Hygieneproblem hin: Die Zicklein und Katzen laufen auch in der Hütte umher, unter Umständen werden sie bei Regen nachts herein geholt – noch Tage später jucken meine Flohbisse, ich habe verstanden. Läuse und anderes Ungeziefer tun ein Übriges. Die Frauen schlafen in einem separaten Raum, der mit einer wackeligen Wellblechtür abgetrennt ist, die Kinder vor unserem Vorhang neben der Haustüre. Auch gegessen wird separat: die Frauen in der Küche getrennt von den Männern. Gleichwohl kommt mir der Umgang von Männern und Frauen ungezwungen vor, der obligatorische Ziegenmilchtee wird gemeinsam vor der Hütte oder am warmen Feuer eingenommen. Und doch: Als ich Elisabeth den kleinen Hocker vor der Hütte anbiete und mich auf einen Wasserkanister

setzen will, lehnt sie ab: Ihr ist es als Frau nicht erlaubt, auf diesem Hocker des Familienvorstandes – des verstorbenen Mannes von „Mama“ zu sitzen, als männlicher Gast darf ich das sehr wohl. So versammeln sich Männer und Frauen auch getrennt: die verheirateten Männer, die den Kreis der Ältesten bilden, in ihrer abendlichen Runde, die Kommunikationsbörse und Gemeinderat in einem ist, die Frauen eher ungezwungen um das Feuer in der „Küche“. In einer eigenen Hütte aus Holzstäben und Wellblech mit einem kleinen Feuer als Mittelpunkt verbringen die Frauen einen großen Teil des Tages, arbeiten, reden, empfangen andere Frauen und Mädchen aus dem Dorf; hier wird der schmackhafte Zitronengrasteer mit Ziegenmilch gekocht und die Maismehl-Grütze zubereitet, die die normale Diät der Rendille und Burana darstellt. Weil die Gäste mit einer Handvoll Maismehl-Grütze am Tag nicht auskommen – lassen wir einmal die Frage beiseite, ob zwei Tage echte Diät uns geschadet hätten – wird aus Anlass unseres Besuches aus dem eigens herbeigeschafften Reis, Möhren und Kartoffeln sowie etwas Ziegenfleisch ein leckeres Einteller-Gericht gekocht, das in unterschiedlichen Varianten drei Mal am Tag gereicht und aus einer gemeinsamen Schlüssel gegessen wird.

Das Feuer brennt den ganzen Tag, durchgehend wird Wasser (ab-)gekocht. Sauberes Wasser ist eine kostbare Ressource für diese Halbnomaden. Zeiten der Dürre, Monate ohne Wasser, sind nicht selten. So erhält die Wassergewinnung eine enorme Bedeutung. In der Vergangenheit haben die Rendille das Wasser des nahen Urwalds durch einfache Leitungen umgeleitet, damit aber dessen Existenz gefährdet. In diesem Jahr hat ihnen der *Kenia Wildlife Fund* große Folien überlassen, so dass sie sich in Gemeinschaftsarbeit Wasserrückhaltebecken anlegen konnten, in denen Regenwasser aufgefangen wird. Dies scheint mir aber keine nachhaltige Lösung zu sein, da die Folien über kurz oder lang porös, spröde oder löchrig werden. Dauerhaft kann nur das Anlegen von festen Zisternen sein oder größeren Wasserreservoirs. Auf dem Weg durch das Tal zwischen den Dörfern kommen wir an einem halbfertigen Staudamm vorbei. Die großflächigen Schilder künden noch von dem Vorhaben, hier einen Staudamm anzulegen, gefördert aus internationalen Finanzmitteln. David, einer unserer Begleiter an diesem Tag, zeigt auf die Bauruine und nennt die Summe von umgerechnet ca. 50 Millionen Euro. Die Staumauer ist höchstens halbhoch, der unterirdische Überlauf nicht fertiggestellt, der „Staudamm“ funktionsunfähig – ein Mahnmal der endemischen Korruption der kenianischen Elite. Hier wird brennglasartig deutlich, woran das eigentlich reiche und dynamische Kenia leidet: Von seiner gierigen Polit-Elite wird es hemmungslos ausgeplündert, öffentliche Mittel dienen der privaten Bereicherung, staatliche Aufgaben werden nicht nur vernachlässigt, sondern offenkundig als überflüssig angesehen. Unser Kurzbesuch im Slum Korogocho macht dies erschreckend deutlich: Abwasser fließen durch die Rinne des Weges zwischen den Häusern, beißender Gestank erfüllt die Luft – Nairobis größte Müllhalde brennt auf einer Länge von 8 Kilometern; auf allen Straßen der Hauptstadt blasen alte Dieselautos und -busse ihre schwarzen Abgase ungefiltert in die Luft. In den Dörfern der

Rendille gibt es nicht einmal Strom; die einzige staatliche Leistung, die ich erkennen kann, sind Schulgebäude mit abgenutztem Mobiliar. Es ist nicht Unvermögen, sondern der Unwille der politisch Verantwortlichen wie der staatlichen Verwaltung, sich als Diener des Gemeinwohles zu begreifen, der allenthalben mit Händen zu greifen ist. Dass es gehen kann, wenn ein politischer Wille vorhanden ist, zeigt sich an dem Verbot der Plastiktüten. Was Deutschland und die EU nicht schaffen, hat Kenia durchgesetzt: Es gibt bei Androhung sehr hoher Strafen keine Plastiktüten mehr, die ich vor Jahren noch überall habe herumfliegen sehen.

„Die Kenianer sind notorisch religiös“, hatte Father Innocent von der Tangaza University erläutert. Und wirklich, das Gebet hat einen so festen und organischen Platz im Tagesablauf, dass wir beschämt sind ob der eigenen Nachlässigkeit. Bemerkenswert ist, dass Christen und Muslime ganz selbstverständlich gemeinsam beten. Im Mittelpunkt jedes Treffens der Ältesten steht das gemeinsame Gebet, in dem Gott sehr konkret angesprochen wird und die Ereignisse und Anliegen des Tages vor den Allmächtigen getragen werden. Die Form des Gebets wirkt jedoch sehr von afrikanischer Tradition geprägt. Elisabeth erklärt mir auf meine Nachfrage, dass für diese Halbnomaden traditionelle Frömmigkeit und Glaube und ihr christliches Bekenntnis auch dort problemlos zusammengehen, wo wir Brüche und Widersprüche entdecken würden. So frage ich mich, ob inhaltliche Differenzen zwischen Christentum und Islam durch Gemeinsamkeiten afrikanischer Religiosität überbrückt, vielleicht sogar überdeckt werden.

*Heinz-Gerhard Justenhoven*